Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 46 (1984)
Heft: 9

Artikel: Josef Reinhart : der "solothurnischste" Dichter
Autor: Kully, Rolf Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-862267

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Galmis. Das Haus von Josef Reinhart vor dem Umbau. Ansicht von Südwesten. Foto Ernst Zurschmiede, Solothurn.

Josef Reinhart: Der «solothurnischste» Dichter

Ansprache anlässlich der Eröffnung einer Ausstellung am 2. Juni 1984

Von Rolf Max Kully

Meine Damen und Herren,

Wir sind heute zusammengekommen, um das Andenken eines schon fast zum Mythos gewordenen solothurnischen Dichters zu ehren. Wir feiern ihn nicht aus Anlass eines äusserlichen biographischen Umstandes, weder sein Geburts- noch sein Todestag jährt sich zu einer runden Zahl, wir feiern ihn, weil ihm auf Bestreben einer kleinen Schar von Männern, die seinem Werke verpflichtet sind, heute im Zentrum seiner irdischen, leiblichen wie geistigen, Existenz ein sichtbares Denkmal in Stein gesetzt werden soll.

Josef Reinhart, geboren als Bauernsohn am 1. September 1875 im Galmis bei Rüttenen, gestorben als pensionierter Kantonsschulprofessor am 14. April 1957 in Solothurn, hat die hiesige Literaturszene während Jahrzehnten geprägt und beherrscht wie kaum ein anderer Schriftsteller vor und nach ihm. Mehrere Generationen von Leberbergern haben sich und was sie als ihre Eigenart erkannten in seinem Werk gestaltet vorgefunden. Es ist nicht leicht zu sagen, was zuerst da war, die Eigenart des Volks oder das Abbild, das ihm der Schriftsteller entgegenhielt, es genügt festzustellen, dass beides während einer bestimmten Zeit im Bewusstsein vieler Menschen zur völligen Deckung gelangte. Zu dieser Generation gehören auch die Initianten der heutigen Denkmalsetzung, und wir können ihnen unsere Bewunderung dafür nicht versagen, dass sie die Kraft aufgebracht haben, alle finanziellen und bürokratischen Schwierigkeiten zu überwinden und ihrer lebenslangen Verpflichtung auf

das, was der Dichter in ihnen gesät hat, in jener Weise Ausdruck zu geben, die seit Jahrhunderten als die angemessene Ehrung für grosse Taten betrachtet wird.

Und so hat es sich auch die Zentralbibliothek als Schatzwalterin der solothurnischen Geistesgeschichte nicht nehmen lassen, den Anlass ebenfalls in der ihr möglichen Art, d.h. durch eine Ausstellung, festlich zu begehen. Freilich muss ich hier gleich einschränken, dass wir gar nicht in der Lage gewesen wären, diese Ausstellung allein aus unsern eigenen Beständen zu bestücken: die meisten Exponate stammen aus dem Besitz der Nachfahren des Dichters, wir haben da und dort ergänzt und vor allem die Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt. Kommt es mir von da her eigentlich gar nicht zu, hier und heute das Wort zu ergreifen, so muss ich mich auch noch aus einem andern Grunde als unberufenen Redner bezeichnen: Ich gehöre nicht mehr zu jener Lehrergeneration, die durch Josef Reinharts Deutschunterricht geformt wurde, und «wir nahmen ihn auch nicht durch», wie man sich im Schülerjargon ausdrückt. Unsere Kenntnis spezifisch solothurnischer Dichtung beschränkte sich auf das in der Primarschule Erworbene und das später privat An- und Zugelesene. Wenn ich also hier und heute inmitten von Reinhart-Kennern und -Verehrern zu reden wage, dann masse ich mir eigentlich eine Aufgabe an, die mir nicht aufgrund meiner persönlichen Verdienste sondern einzig meiner gegenwärtigen beruflichen Stellung zukommt. Und da zweifellos mehrere meiner Zuhörer besser mit dem Gefeierten vertraut sind als ich, werde ich mich nicht bei den biographischen Stationen aufhalten, die sind in unserer Ausstellung vergegenwärtigt, sondern lediglich versuchen, einige Gedanken, die mir in den letzten Wochen bei der Lektüre von Reinharts Gedichten und Geschichten durch den Kopf gegangen sind, etwas geordnet wiederzugeben.

Kein gewöhnlicher Mensch und auch kein Dichter erfasst die gesamte Welt. Jeder schafft sich wie durch ein Fenster einen Ausschnitt daraus, eine beschränkte Sicht, die aber für ihn Gültigkeit hat wie das ganze. Es sei hier eine etymologische Spielerei erlaubt: In den klassischen Sprachen Griechisch und Latein wird das Universum mit einem völlig andern Begriff bezeichnet als in den germanischen Sprachen. Das griechische «Kosmos» bedeutet ja ursprünglich nichts anderes als die Schmuckkassette der Frau, woran noch heute das Wort «Kosmetik» erinnert, und hierauf die Ordnung und Zierlichkeit des Haushalts. Später wurde auch die Ordnung des Staates mit diesem Worte bezeichnet, und von da her haben die Philosophen, es soll Pythagoras gewesen sein, den Begriff ins All übertragen: Das Universum, im besondern der gestirnte Himmel, als die grosse Ordnung. Die Lateiner haben die gleichen Gedankengänge auf ihr Wort «Mundus» übertragen. Ganz anders in den germanischen Sprachen. Unser «Welt» ist in früheren Sprachstufen ein zusammengesetztes Wort «Weralt» mit der Bedeutung «Mannesalter». «Welt» umfasst also ursprünglich im Deutschen die Erfahrungsgesamtheit eines Menschen in seiner durchlaufenen Lebenszeit. So hat jeder von uns, das Kind nicht weniger als der Erwachsene oder der Greis eine seinen Jahren entsprechende Welt.

Es macht den Dichter gegenüber dem gewöhnlichen Zeitgenossen aus, dass er es vermag, die «Kosmos»- mit der «Weralt»-Sehweise zu verbinden und seine chronologisch aufgereihten Erfahrungselemente in eine höhere Ordnung zu bringen, d.h. aus Zufallsereignissen einen Mikrokosmos zu gestalten. Dabei hat natürlich nicht jeder den gleich langen Atem. Es gibt Dichter, die beinahe das Universum umspannen, es gibt andere, die sich auf einen Punkt dieser Erde konzentrieren und darin alles wiederfinden, was ih-

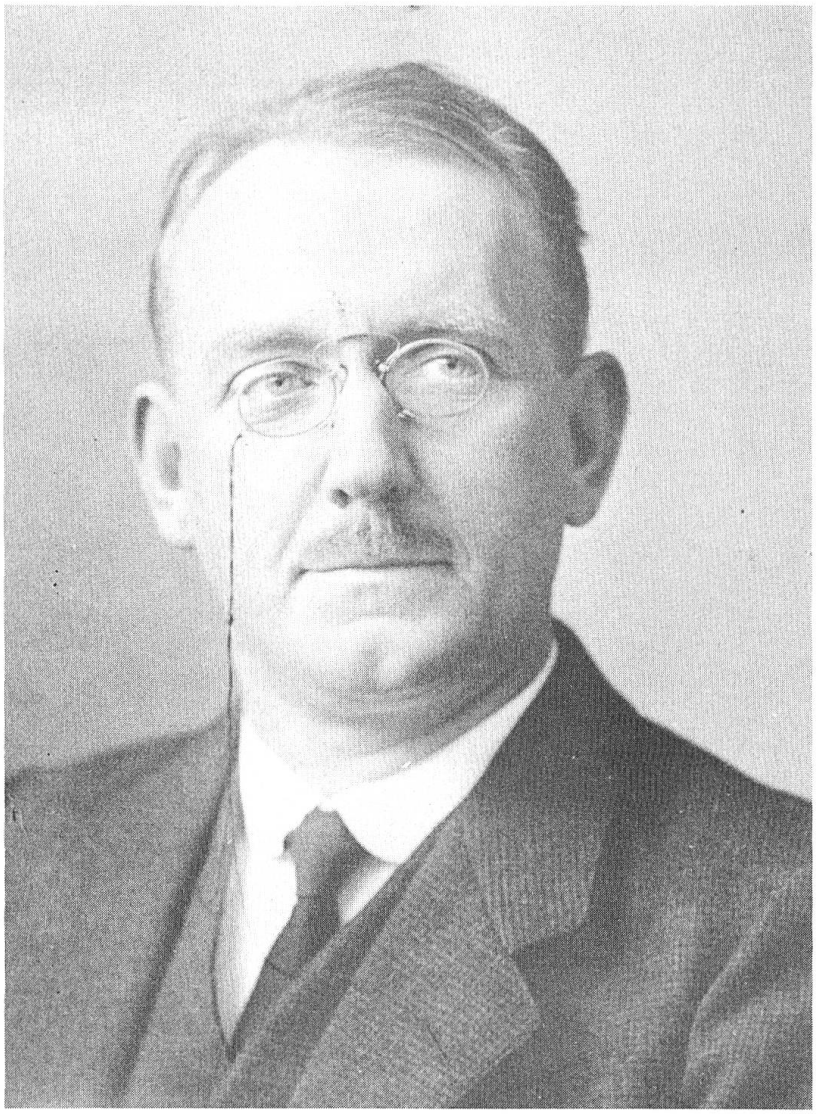
rem Geist und ihrer Natur erreichbar ist. Auch in dieser Feststellung liegt selbstverständlich weder Lob noch Tadel: «O God», sagt Hamlet, «I could be bound in a nut-shell and count myself a king of infinite space.»

Der eine Schriftsteller holt ferne Weltgegenden in seinen Lebensraum herein: denken Sie z.B. an Hölderlins Oden an sein niegesehenes Griechenland; ein anderer transponiert Heimat in die weite Welt; ich erinnere hier an die Schauplätze London, Philadelphia, Pensa in Johann Peter Hebels Kalendergeschichten, Schauplätze, die alle aussehen wie ein vergrössertes badisches Dorf; ein dritter, und hier komme ich auf Josef Reinhart zu sprechen, engt den Blick bewusst auf seine eigene Region ein und nimmt kaum wahr, was ausserhalb vor sich geht: Bern, Basel, Zürich scheinen gar nicht zu existieren.

Die Welt unseres Dichters ist umfangmässig nicht viel grösser als Hamlets Nussschale: Ihr Mittelpunkt liegt im Galmis, ihr Umkreis wird bestimmt durch die Punkte Solothurn, Weissenstein, Oberdorf, Niederwil und Günsberg. Es ist eine Welt mit einem Radius von höchstens zehn Kilometern. Wo die Fremde hereinreicht, bedeutet sie meistens Gefahr: die amerikanischen Mormonen, die ins Nachbarhaus einziehen, werden in seiner Darstellung nicht zu Missionären einer Gemeinschaft, die nach der Art der alttestamentlichen Patriarchen zu leben versucht und die in übermenschlicher Anstrengung in einer Salzwüste eine blühende Oase geschaffen hat, sondern unheimliche Sendboten einer verkehrten Lebensweise, gegen die sich der stumme Junge, der tierhaft dumpf Gefahr ahnt, nicht anders als mit der Holzaxt zur Wehr zu setzen weiss, und die zuletzt eine ganze Familie in ein unbekanntes Verderben locken (Galmis 246ff.). Reinharts Dichtung ist Heimatdichtung im engsten Sinne; nur daheim, nur zu Hause, findet er Geborgenheit.

Wir halten diese Einengung des Blicks auf das Galmis für selbstgewählte Beschränkung. Denn in dieser kleinen Welt kann er in Gedichten und Erzählungen Episoden aus dem ganzen Menschenleben darstellen: Die frühe Kindheit mit ihren Freuden und Ängsten, aber auch die erste Liebe, Vater- und Mutterschaft, das Alter und der Tod sind die Stationen dieser Bahn. Die meisten Geschichten schildern eine Begegnung mit einem Mitbewohner des abgelegenen Weilers: mit Nachbarskindern, Knechten, Feldhütern, Bannwarten und hereingespülten Gestrandeten: Weggefährten auf einer kurzen gemeinsamen Lebensstrecke. In der Regel bricht ein Konflikt auf, der zu Schuldgefühlen führt, und fast immer ist es ein Gespräch mit der Mutter, das die Verstrickung zu lösen vermag. Hier zeigt der Dichter eine tiefe Kenntnis der menschlichen, vor allem der kindlichen Natur. Er nimmt eine Haltung ein, die ebenso modern ist, wie sie auf uralte Gepflogenheiten zurückgeht. Die Befreiung im Gespräch, wie sie die Psychoanalyse praktiziert, ersetzt ja unserer agnostischen Zeit die Beichte, die von der katholischen Kirche jahrhundertelang zur Entsühnung schuldgeplagter Gemüter eingesetzt wurde. Reinhart muss diese Macht des Wortes an sich selber erfahren haben, denn sie durchzieht sein Werk wie ein Leitmotiv.

Seine flächenmässig sehr begrenzte Welt erscheint vielleicht eng, aber sie ist nach oben offen. Eine höhere Welt spielt herein, sei's durch die Kirche, sei's durch den Friedhof, wohin Verwandte, Freunde und Bekannte getragen werden, die man dann zu bestimmten Zeiten des Jahres wieder besucht. Freilich werden keine überirdischen Mächte bemüht, aber die Hauptpersonen leben in einer unerschütterlichen Gewissheit, dass sie nicht aus Gottes Händen fallen können. So nehmen denn auch die meisten Geschichten ein

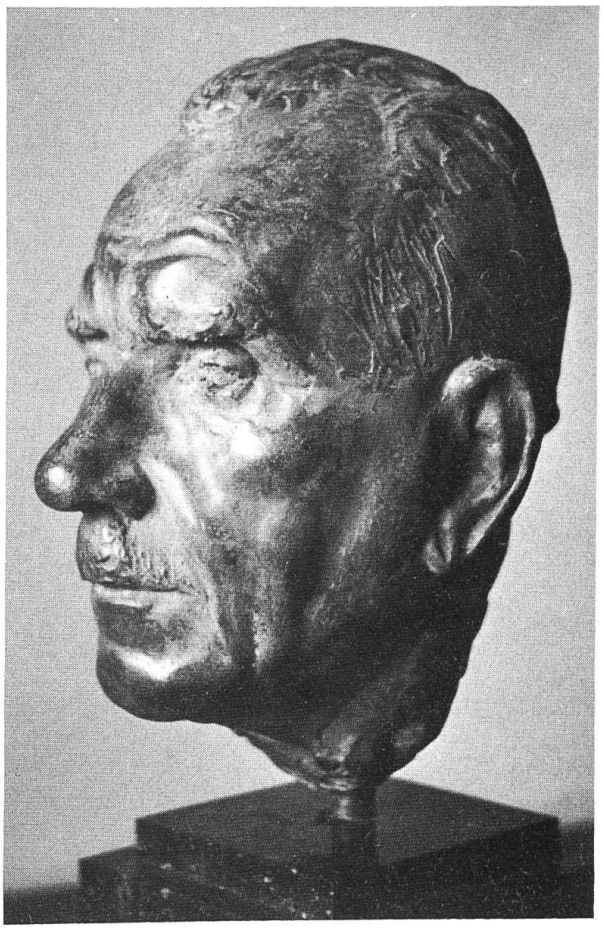


Porträt Josef Reinhart.

gutes Ende: die Verwirrung löst sich, und die Sonne geht dem bedrückten Gemüte wieder auf. Selbst wo ein Ende nicht strahlend ist, wo beispielsweise ein betrunkener Gipsbrenner in seiner Pfanne umkommt, handelt es sich um einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit: seine eigene Schlechtigkeit bringt den Mann ums Leben: *«D Chatz het en dryabe zoge»* (Waldvogelzyte 227 ff.). Aber sogar dieser grausige Tod wird für den Sohn des Verunglückten zum Anlass seiner Rettung. Unter diesem Vorzeichen kann man die meisten von Reinharts Geschichten eigentlich als Märchen mit einem heilsgeschichtlichen Einschlag lesen.

Wir haben unsern Dichter vorhin als Heimatdichter bezeichnet und damit einen literaturwissenschaftlichen Begriff verwendet, der sicher etwas Richtiges trifft. Und dennoch möchte ich ihn, wenn auch nicht widerlegen, so doch in Frage stellen und vielleicht ein bisschen relativieren. Kaum ein Dichter besingt, was er unangezweifelt besitzt. In der Weltliteratur sind die Verse an die unerreichbare Geliebte sehr viel zahlreicher als die an die eigene Ehefrau. Kriegslieder stammen eher von Stubenhockern als von Generälen. Auch die ganz grosse Heimatdichtung wurde im Exil geschrieben. Dichtung ist nämlich häufig der sprachliche Ausdruck eines Ent-

behrungsgefühls. — Reinhart aber lebte in seiner Heimat, und er besang einen ganz präzise fassbaren Punkt dieser Heimat. Liegt darin nicht ein Widerspruch? Und liegt nicht auch ein Widerspruch in seinem Verhalten. Wenn ihm sein Galmis so sehr am Herzen lag, dass er ein Leben lang nicht davon loskam, warum hat er sich dann nicht, möchte man fragen, neben seinem Elternhaus ein neues Haus gebaut und den etwas längeren Weg zu seinem Unterrichtsort auf sich genommen, ganz abgesehen davon, dass das Fahrrad bereits erfunden war? Seinem Doktor Klenzi hat er zur Versorgung der Patienten ganz andere Fussmärsche zugemutet. Die Antwort kann nicht schwerfallen: Ein Haus im Galmis hätte Josef Reinharts Sehnsucht nach dem Galmis nicht gestillt, da es gar nicht das reale Galmis war, das er in seinem Werk umkreiste, sondern ein erträumtes, ein Galmis als Metapher für die unwiederbringlich vergangene Kindheit unter der Obhut der Mutter. Von dieser frühkindlichen Mutterbindung ist er sein Leben lang nicht losgekommen.



Josef Reinhart. Bronze, von Walter Peter.

Die meisten, oder sagen wir, die unmittelbar ergreifendsten Geschichten sind denn auch Erzählungen aus der Kindheit. Es sind zweifellos autobiographisch abgestützte Begebenheiten, die da geschildert werden. Naturgemäss steht der kleine Seppli im Mittelpunkt, obschon er nicht immer die Hauptrolle spielt und auch nicht selten neben wacheren, robusteren, gescheiteren, wenn auch oft ärmeren Kindern kläglich versagt. Denken wir an die Lehre, die ihm die sechs Wolfbuben erteilen, nachdem er ihre Mutter beleidigt hat, denken wir an den kleinen und schwachen Emil, der das Gedicht des Lehrers besser aufsagen kann als er, denken wir an die anderen Beerenbuben, mit denen er in die Stadt geht, um seine kleine Ernte zu verkaufen: er ist zu gut angezogen, er versteht nicht zu lügen, dass er einen kranken Vater und eine böse Stiefmutter neben zehn hungrigen Geschwistern habe, er muss sich von den Stadtleuten als grober Bauernlümmel abkanzeln lassen, und er trägt schliesslich als einziger seine unverkaufte Beerentracht wieder heim.

Es sind liebenswerte kleine Impressionen von Begegnungen und Konflikten eines verträumten, fast hypersensiblen und gleichzeitig ehrgeizigen und besitzstolzen Knaben mit seiner Umwelt. Geschichten, die man mit Anteilnahme liest und mit denen man beim Vorlesen auch heute noch empfindsame Kinder anzusprechen vermag. Mit der gleichen Berechtigung, mit der man Josef Reinhart den Heimatdichtern zuzählt, kann man ihn also auch als Dichter der Kindheit bezeichnen.

J. Reinhart.

Liedli ab em Land.

Zürich und Leipzig.
Verlag von Karl Henckell & Co.
1897.

Titelblatt der «Liedli ab em Land», erschienen 1897.

Wir lesen meistens um des Inhalts willen. Ein Sachbuch soll Informationen vermitteln, eine Geschichte spannend sein. Und doch ist der Stoff an einem Kunstwerk eigentlich etwas Nebensächliches, um nicht zu sagen, Unwesentliches. Das Wesen des Dichterischen ist die Sprache. Die grössten Meister haben ihre Stoffe nicht erfunden, sondern übernommen, ich kann hier auf Beispiele verzichten. Jeder Dichter verfügt im Prinzip über eine beschränkte Anzahl von Themen und Motiven, die auch schon von andern behandelt worden sind; was ihm aber eigentlich gehört, ist seine Sprache. Jeder Dichter schafft sich seine eigene Sprache, deren Gütezeichen ist einerseits ihre Neuheit und andererseits ihre Unimitierbarkeit. Ein Gottfried Keller ist oft nachgeahmt worden, aber seine unvergleichliche Diktion hat keiner erreicht; die sprachliche Schlichtheit der Lyrik eines Matthias Claudius ist in der deutschen Literaturgeschichte ohne Beispiel, die Versuche, Gotthelfs geniale Mischung zwischen Hochsprache und Dialekt nachzumachen, halte ich für gescheitert, und dementsprechend ist auch ein Text von Brecht nicht mit einem von Musil zu verwechseln. Kafka, Döblin, Dürrenmatt, jeder schreibt eine Ausformung der deutschen Sprache, die es vor ihm nicht gegeben hat. Sie alle haben aus dem unermesslichen Schatz der deutschen Sprache ausgewählt, gewisse Züge ins Licht gestellt, neue Möglichkeiten erprobt. So ist auch Josef Reinharts Sprache in ganz eigener Weise von Regionalismen durchsetzt und weit von dem entfernt, was man als neutrales Hochdeutsch bezeichnen könnte:

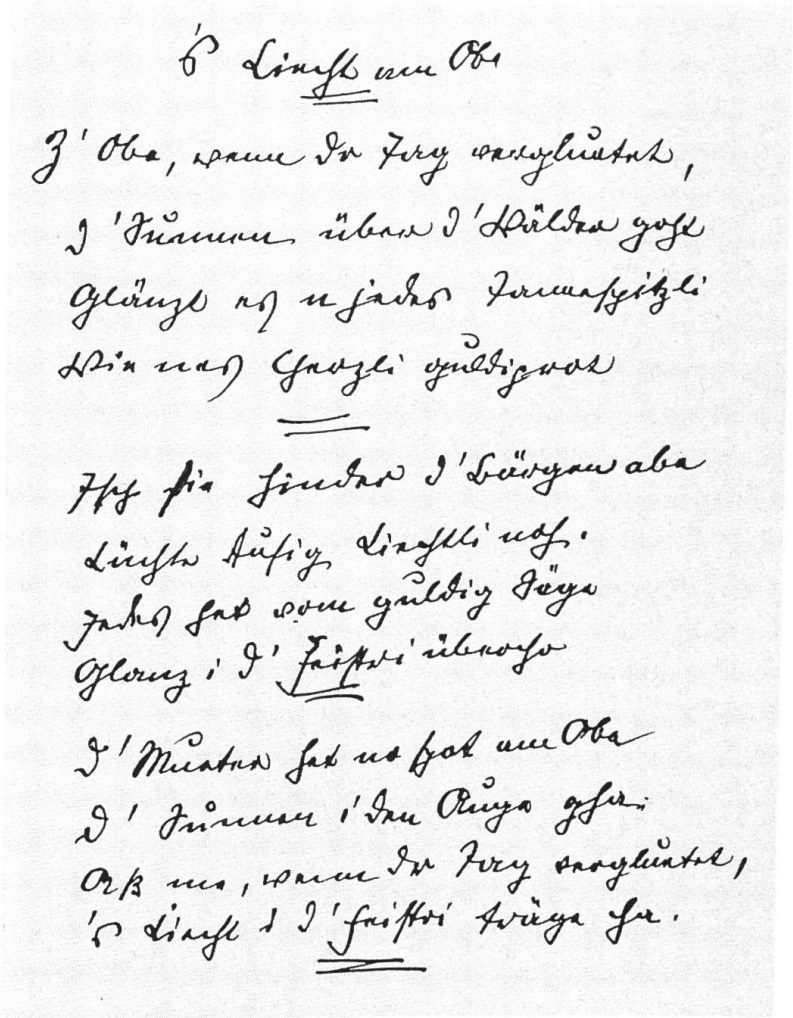
Als der Metzger das Kälblein der roten Kuh aus dem andern Stall geholt, rief die Alte noch tagelang nach ihm. In dieser Zeit stellte sie sich bockbeiniger noch als sonst am Wagen. Nur dem Vater zog sie willig und kanntsam. Aber als ob ein geheimer Trotz ihn leite, wollte auch der Knecht sie zwingen.
«Gebt mir die Kuh», sagte er mit verbissenem Munde, griff sie mit einem Schnall an kurzer Halfter herum, so dass sie kaum den Kopf bewegen konnte, und lachte salzräss über ihren Rücken, als sie gegen den Hügel fuhren (Galmisbub 128).

Über die Verwendung von Regionalismen hinaus gehen jedoch Reinharts Versuche, die Mundart in die Hochsprache zu transponieren. Er tut es durch eine einfache phonetische Angleichung der Umgangssprache unter Beibehaltung ihrer Morphologie und Syntax. Diese Sätze müssen in den Dialekt zurückübersetzt werden, um akzeptabel zu sein:

Im Bett bleibst jetzt, hast gehört. Willst noch ins Kilchlöchli wie der Aloisli selig, der arm Bub! Jawollen auch, mit deiner weissen Zunge, und — aber wart, will dir den Riegel stossen (Galmisbub 7).

Dies sind Eigenheiten, die die Lektüre nicht vereinfachen und die auch der Verbreitung seiner schriftsprachlichen Werke im

Die Handschrift des Dichters.



grösseren deutschen Sprachgebiet nicht eben nützen dürften.

Der Satz, dass sich der Dichter seine eigene Sprache schaffe, gilt ebenso für den Dialekt. Auch Reinharts Mundart entspricht nicht einfach dem gesprochenen Solothurnerdeutsch, heute noch weniger als vor fünfzig Jahren. Es ist eine Kunstsprache mit ihren Eigenheiten, mit ihren ganz spezifisch Reinhartschen Idiomatismen.

Werner Günther hat in Reinharts Werken eine Reihe von Ausdrücken notiert, die ihm, dem Berner, typisch solothurnisch erschienen, Wörter wie *alät, eister, us em Etter, Quästins, Kafanz, Kafelanz, im Täber, merakolisch, ebig.* Ich würde sie nicht als typisch solothurnisch, sondern als typisch Reinhartisch bezeichnen und könnte noch eine Reihe weitere anführen wie *sattlig, tschärmiziere, nuefer* usw., die mehr einem privaten als dem allgemeinen Wortschatz angehören. Ich wage zu behaupten, dass niemand in dieser Festversammlung, der heute nachmittag sein *Heimet* sei's *merakolisch* oder *alät* mit *sattligen* Schritten verlassen und unterwegs mit einem Begleiter *tschärmiziert* hat, dann wegen gewisser *Quästins aus dem Etter* und *in den Täber* geraten ist und schliesslich noch *Kafelanz* angefangen hat, ich wage zu behaupten, dass niemand von Ihnen diese Ausdrücke *eister* in seiner Alltagssprache verwendet. Man könnte vielleicht den einen oder andern bei besonderer Gelegenheit anwenden, so wie der Basler zur Fastnachtzeit auch sein Sonntagsbaseldeutsch hervorholt. Ich bin aber ebenso überzeugt, dass die Mehrzahl der genannten Wörter, wenn sie überhaupt je der Gemeinsprache angehört hatten, schon zu der Zeit, als der Dichter sie niederschrieb, veraltet war und lediglich in seinem Werk zu einer Art von Scheinleben wiedererweckt worden ist. Zweifellos hatte

er gehofft, altes «wertvolles» Wortgut zu erhalten und neu zu verbreiten, aber jede Sprache ist in ständigem Fluss, und jeder einzelne Sprecher kann an sich selber beobachten, dass er nicht mehr spricht wie noch vor dreissig Jahren. Wörter gehen unter, neue tauchen auf, und unter diesem Gesichtspunkt ist die traditionalistische Haltung der Wirkung eines Werks nicht förderlich.

Mundartdichtung kann keine weiträumige Wirkung beanspruchen. In der Regel endet ihr Leserkreis an den Dialektgrenzen, und der alemannische Dichter ist im bairischen oder sächsischen Sprachraum unbekannter als ein französischer oder englischer Klassiker von dem man vielleicht den Namen gehört, wenn auch keine Zeile gelesen hat. Die durch das sprachliche Medium gesetzte Grenze ist aber umso enger, je eigenwilliger ein Dichter schreibt. Dazu kommt aber noch eine innere Hürde, die in der Sache selber liegt: die Verschriftlichung des Dialekts wird von vielen Lesern als unnatürliche Sache empfunden, das Produkt gilt als schwierig zu entziffern, weil die Übung fehlt, und so beschränkt sich die Ausstrahlungsmöglichkeit weitgehend auf den mündlichen Vortrag. Es gibt meines Wissens nur zwei Ausnahmen im deutschen Sprachgebiet: es sind Johann Peter Hebel und Fritz Reuter. Hebels «Alemannische Gedichte» wurden auf Bühnen zitiert, Jean Paul und Goethe haben sie besprochen, letzterer sie auch in Privatzirkeln vorgetragen, Hoffmann von Fallersleben hat ihretwillen Alemannisch gelernt und dann in dieser ihm fremden Mundart gedichtet. Es ist nicht übertrieben, wenn Hebel von der Celebrität der alemannischen Sprache redet, die er ihr ersungen habe. Eine ähnliche Verbreitung fand zu Beginn unseres Jahrhunderts der Norddeutsche Reuter, dessen Gesamtausgaben heute auch in schweizerischen Antiquariaten in mehrfacher Auflage billig zu haben sind.

Eine vergleichbare Wirkung war unserm Josef Reinhart nicht beschieden, auch wenn ihm bereits zu Lebzeiten die Ehre mehrfacher Vertonung widerfuhr, auch wenn eine Melodie auf eines seiner Gedichte während Jahrzehnten sogar als Pausenzeichen des Radios Beromünster erklang, auch wenn die besten seiner Gedichte, *«Mys Müeti het mer brichtet»*, *«D'Zyt isch do»*, *«s het deheim e Vogel gsunge»*, zu halbanonymen Volksliedern geworden sind. Das eigentliche Denkmal eines Dichters ist sein lebendiges Werk, und so wird auch die heutige Steinsetzung keine Renaissance im Sinne einer starken Absatzvermehrung einleiten. Ich sehe sie eher als Krönung, denn als Neubeginn. In den letzten dreissig Jahren sind andere Solothurner Schriftsteller nachgerückt, hochdeutsch- und dialektschreibende. Ich nenne nur Silja und Otto F. Walter, Peter Bichsel, Walter Schenker, Franz Hohler, Ernst Burren. Unsere moderne Mundartdichtung setzt nicht die Reinhartsche fort. Zwischen dem Gedicht *«Juhe, jetz trybe mer d Geisse z'Weid»* und dem Bändchen *«Scho wider Sunndig»* von Burren liegt der gleich grosse Unterschied wie zwischen dem vorindustriellen und dem elektronischen Zeitalter. Beide Schriftsteller haben dem Volk aufs Maul geschaut, aber beide wählen ganz verschieden aus. Während der eine seltene und absterbende Worte, gewissermassen Preziosen, sammelt und neu zu beleben versucht, stützt sich der andere auf die alltäglichsten Ausdrücke. Wo der eine als rückwärtsgewandter Sänger seiner Kindheit moderne Fremdwörter vermeidet, setzt der andere die lebendige Gegenwartssprache rückhaltlos, wenn auch nicht ohne Wahl, ein. Der eine schafft schöne Sprache, der andere realistische. Dichtung ist auf der einen Seite überhöhte Existenz, auf der andern Seite Anklage aus dem kleinlichen Alltag kleiner Leute. Die Mundartdichtung, vor zwanzig Jahren totgesagt, ist heute zum Medium des Protests geworden

Der Josef Reinhart-Gedenkstein im Galmis (Übergabe am 2. Juni 1984). Foto Ernst Zurschmiede, Solothurn.

und blüht im ganzen deutschen Sprachraum kräftiger als je. Aber zwischen dieser neuen Poesie und der Reinhartschen besteht keine Verbindung und die jüngere setzt nicht die ältere fort.

Von den jungen Solothurnern hat keiner bei seinen Landsleuten den gleichen Widerhall gefunden wie Josef Reinhart, der bald dreissig Jahre nach seinem Tode noch immer als der «solothurnischste» Autor gilt. Der Kreis seiner Leser und Verehrer umfasst alle Bevölkerungsschichten, und er wird sich auch in Zukunft, wenn auch nicht unbedingt erweitern, so doch erneuern. Denn wie sich der Dichter selber in seinen Erzählungen als etwas eigenartigen Buben geschildert hat, der immer ein bisschen seitab stand, so wird er auch weiterhin in verwandten Seelen sympathische Saiten zum Schwingen bringen. Und trotzdem ist es um ihn stiller geworden. Unser Lebensgefühl vermag von den schlichten Galmisgeschichten nicht mehr ganz und ausschliesslich genährt zu werden, und für unsere Lebensängste finden wir in ihnen keine Antwort. Wo aber der direkte Zugang schwierig wird, bleibt noch immer der historische, der uns erkennen lässt, dass sich die menschliche Natur in ihrem Wesen nicht ändert und dass die Kindheit durch ihre Weichenstellungen immer noch die wichtigste Zeit im Leben eines Menschen bleibt, wie Josef Reinhart es unermüdlich dargestellt hat.

Literatur:

Josef Reinhart, *Gesammelte Werke.* 11 Bände, Aarau: H.R. Sauerländer, 1944–1955.

Werner Günther, *Dichter der neueren Schweiz II.* Bern und München: Francke, 1968, SS. 301–356.

Fred Reinhardt, *Josef Reinhart. Motive und Persönlichkeit. = Sprache und Dichtung.* Band 23, Sonderreihe: Berner Arbeiten zur Dialektologie und Volkskunde. Bern und Stuttgart: Paul Haupt, 1976.

Dichter und Schriftsteller der Heimat. Autoren des Berner Schriftsteller-Vereins und ihre Werke. Bern: Buchverlag Verbandsdrucker, 1943, SS. 101–103.

Anmerkung:

Für die kritische Durchsicht des Vortragsmanuskripts danke ich Herrn lic. phil. Hans Rindlisbacher.

Fotos (S. 133–135):

W. Adam, Zentralbibliothek Solothurn.